



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein nationale Krankheit.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

diejenigen, welche es als ein eigenhändiges Werk des Meisters aus seinen frühern Jahren proclamiren. Gegen die erstern spricht schon die Thatsache, daß sich in der Gemäldegalerie in Gotha eine Copie des Bildes befindet, die noch aus dem 17. Jahrhundert herrührt. Daß die Directoren der Berliner Galerie zu der zweiten Kategorie gehören, ist nur zu erklärlich, da allein durch unbedingtes Festhalten an der vollständigen Ausführung des Bildes durch Rubens selbst der dafür gezahlte Preis von 200 000 Mark gerechtfertigt werden kann.

Aber selbst wenn nachgewiesen werden könnte, daß Rubens einen großen Antheil an dem Bilde gehabt hat, der über die Erfindung hinaus auf eine Ausführung der Hauptpartieen von seiner Hand auszu dehnen wäre, was mir jedoch nicht wahrscheinlich ist, so wird mir und mit mir der Majorität der Künstler und des Publicums niemand die Ueberzeugung aufdrängen können, daß die Berliner Galerie um ein schönes, für den Meister charakteristisches und seiner würdiges Bild bereichert worden ist.

Berlin.

Adolf Rosenberg.



Eine nationale Krankheit.



n frühern Zeiten pflegte man dem Deutschen nachzurühmen, daß er das Familienleben besonders hochhalte und daß, während die Frau wirtschaftlich und sorgsam im Hause walte, der Mann neben seinem Amte oder Geschäft seine Zeit vor allem der Erziehung seiner Kinder widme. Es mag einmal eine solche Zeit gegeben haben, für einen großen Theil Deutschlands ist sie gewiß längst vorüber. Nur das Dogma ist übrig geblieben. Je weniger aber dies der Wirklichkeit entspricht, um so hartnäckiger wird es verfochten, um so erbarmungsloser das Anathema gegen den anders denkenden Ausländer geschleudert und um so wohlgefälliger die Genugthuung ausgesprochen, die der Deutsche haben müsse, wenn er gegenüber slavischer Sittenlosigkeit oder romanischem Verfall die reichen Segnungen betrachte, die täglich zum Heile der Nation aus einem innigen Familienleben hervorgingen. Und doch müssen wir einer solchen optimistischen Auffassung gegenüber festhalten: das deutsche Familienleben, das man als einen Nationalvorzug rühmt, ist eine Fabel, eine Fabel wie die viel gepriesne deutsche

Gründlichkeit oder die deutsche Treue. Ja wir können dreist behaupten, daß das Familienleben bei den Slaven und Romanen meist inniger ist. Würdiger jedenfalls, geachteter ist die Stellung der Frau bei jenen Völkern, denn hier ist die Frau die wirkliche Gefährtin des Lebens, sie bildet sich am Manne weiter, der sie über die wichtigsten literarischen oder politischen Ereignisse unterrichtet, ist nicht das deutsche Aschenbrödel, welches der Mann als Köchin oder Stubenmädchen ansieht, und das, nachdem es den auf der höhern Töchter Schule beigebrachten unverdauten Stoff glücklich vergessen hat, bald von den Kindern in Urtheil und Wissen überholt wird.

Den Grund des Verfalls unfres Familienlebens einzusehen ist keinesfalls schwer für den, der sehen will. Man durchstreife des Abends die Straßen unfrer Städte und trete in eine Restauration ein: dort sitzt mit Ausnahme der wenigen, welche Berufsgeschäfte an das Haus binden, der deutsche Bürger in schlechter, von Tabaksqualm erfüllter Luft hinter dem Bierglase, dort ist sein Heim. Seine Familienwohnung aber ist ihm nur Speisehaus und Schlafstelle, die unter Obhut der Frau stehen.

Es liegt uns fern hier auf die Trinkkrankheit in Deutschland einzugehen, die in erschreckender Weise überhandnimmt und ernste Maßregeln der Gesetzgebung herausfordert, wir wollen hier nur auf ein andres Leiden aufmerksam machen, das eng mit dem genannten verbunden auftritt und an dem Verfall des deutschen Familienlebens erheblichen Antheil hat: es ist dies die Vereinskrankheit.

Die Vereinskrankheit steckt dem Deutschen im Blute. Sie macht sich bereits auf den Gymnasien in den verbotnen Verbindungen Luft und entfaltet sich zu schönster Blüthe auf unsern Universitäten. Der Eintritt in eine Vereinigung zwingt den einzelnen sich eine gewisse Virtuosität im Biertrinken zu erwerben, zwingt ihn seine besten und schönsten Stunden in elenden, tabaksqualm verpesteten Localen unter meist leichtem Gespräch zu verbringen, untergräbt seine Gesundheit und entzieht ihm die Zeit zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung.

Freilich giebt es auch wissenschaftliche Vereine auf den Universitäten, die mit großer Emphase ihre Bestrebungen in das beste Licht zu setzen wissen. Mancher dieser Vereine mag gut sein, die Mehrzahl derselben ist es nicht. Viel Strebertum, viele unreife wissenschaftliche Versuche, die Lust am Vielreden wird man überall finden, selten aber ernste, tüchtige Arbeit. Wer etwas ordentliches lernen will, findet in den Collegien und den Seminarien hinreichend Gelegenheit sich in seinen Studien zu fördern und wer es recht ernst mit seiner Bildung meint, der wird die geringe Zeit, die ihm übrig bleibt, darauf verwenden, auf andern Gebieten sich zu unterrichten und aus diesem Grunde lieber mit Studenten andrer Facultäten oder mit Angehörigen eines andern Berufes verkehren. Wie viele

wohl begabte Studenten sind nicht schon als „Vereinsbummler“, wie der treffende akademische Ausdruck lautet, zu Grunde gegangen! Mancher, der in allen Vereinen die Rolle eines Führers übernahm und durch seine Gaben zugleich die größten Hoffnungen erweckte, ist später durch weniger begabte, aber ihre Kräfte concentrirende Genossen überholt worden.

Natürlich sprechen wir nicht gegen alle Vereine. Wenn Studenten einen Gesangverein oder einen Turnverein bilden, der seinem Namen wirklich Ehre macht und nicht bloß die Folie zu Trinkgelagen hergiebt, so wird niemand einen solchen Verein, wenn er seine Mitglieder nicht allzusehr in Anspruch nimmt, für schädlich erklären können. Aber was hat es für einen Zweck, wenn Studenten sich zu irgend einer Sache vereinigen, die einer geschlossenen Gesellschaft, einer geregelten gemeinsamen Arbeit nicht bedarf? Gab es doch einmal an der Leipziger Universität, um nur dies Beispiel hervorzuheben, einen Akademischen Gabelsberger Stenographenverein und einen akademischen Schachverein. Beide Vereine trugen sehr schöne bunte Mützen, hatten Vorsitzende, Secretäre, Statuten und suchten vor andern Sterblichen einen besondern Staat mit parlamentarischem Hofuspokus zu bilden. Bedarf es denn zur Pflege des Schachspiels oder der Stenographie einer besondern Vereinigung und gesetzt, sie wäre nöthig, was soll eine solche Vereinigung, die ganz nebensächliche Zwecke verfolgt, an einer deutschen Hochschule?

Wir haben bisher diejenigen Gesellschaftskreise ins Auge gefaßt, die in erster Linie dazu berufen sind, auf das geistige Leben unsrer Nation Einfluß zu gewinnen. Wir mögen aber unsern Blick hinlenken, wohin wir wollen. Ueberall dieselbe Erscheinung, überall das Streben in der Oeffentlichkeit zu Vereinen zusammenzutreten, Vereinen, die dem Leben der Familie nur Schaden bringen und den Mann seinen Pflichten entführen.

Da kommt in erster Linie die große Menge der Fachvereine. Aerzte, Literaten, Lehrer, Buchhändler, kurz ein jeder Stand ist mit seinem Vereine gesegnet, der nach den Statuten selbstverständlich die Interessen der Mitglieder oder der Berufsgenossen auf das wärmste vertritt, gegenseitige Anregung und freundschaftliches Näbertreten der Theilnehmer verspricht. Gewiß können solche Vereine, namentlich entfernt von den großen Städten, in Gegenden, die eine schwache literarische Bewegung haben, manches gute bewirken, und wir können uns recht gut vorstellen, wie z. B. ein tüchtiges, wissenschaftlich fortarbeitendes Mitglied in einem ärztlichen Verein einer kleinen Provinzialstadt anregend auf seine Collegen wirken kann. Im allgemeinen aber müssen wir gestehen, daß die meisten dieser Vereine über ein gemüthliches Zusammensein und Biertrinken nicht hinauskommen.

Den widerwärtigsten Eindruck macht es jedoch, wenn solche Vereine Verbindung mit der Localpresse unterhalten und daselbst zum besten geben, worüber

sie sich unterhalten haben. Der Verfasser hat mit vielem Fleiße die Berichte gelesen, die das verbreitetste Blatt seines Wohnortes über die Versammlungen der Lehrervereine brachte. Ueber die verbrauchtesten Themata, wie das Verhältniß von Schule und Haus, den deutschen Aufsatz in der ersten Klasse, das Bildende in dem Gesangsunterricht und dergleichen, Themata, über welche jede pädagogische Zeitung Artikel über Artikel bringt, wird hier mit heiligem Ernste debattirt. Gewissenhaft meldet der Bericht, was Herr A und was Herr B zu der alle Anwesenden auf das höchste interessirenden Frage gesagt habe. War der alte Kohl anstandslos aufgewärmt und mit andachtsvoller Ruhe angehört worden, dann erfreut uns der Reporter oder eines der Mitglieder der sehr ehrenwerthen Gesellschaft mit der Phrase, daß die Worte des Redners den allgemeinsten Beifall gefunden hätten. Hat man sich eine halbe Stunde über die allgemein bekannten Sachen, über die ein vernünftiger Mensch oft zu reden gar nicht mehr den Muth hat, herumgestritten, dann heißt es im officiellen Jargon: „Wenn auch über die berührte, höchst interessante Frage eine vollständige Einheit sich nicht erzielen ließ, so hat doch die lebhafteste Debatte bewiesen, wie außerordentlich wünschenswerth die Behandlung dieses Themas war. Keiner der Anwesenden hat nach unsrer Ueberzeugung die Versammlung verlassen, ohne Anregung zu weiterm Nachdenken empfangen zu haben.“

Der Philister läßt sich selbstverständlich durch einen solchen Bericht blenden und wird mit gewisser Achtung zu dem Manne aufblicken, der mit so vielem sittlichen Ernst und warmer Begeisterung jeder acht Tage für die Schule und seinen Stand das Wort ergreift. Wer die Verhältnisse kennt, hat eine andre Anschauung. Er weiß, daß die Macher eines solchen Vereins nicht die besten Exemplare ihrer Berufsgenossen, sondern oft die schlechtesten sind, daß ihnen der Verein nur die Mittel und Wege giebt, bekannt zu werden. Ihr Name wird so oft in der Zeitung gelesen, daß er bald bei manchem an Ansehen gewinnt und der Träger bald mit dem Titel „der in den weiten Kreisen unsrer Stadt bekannte vorzügliche Pädagog“ oder dergleichen belegt und sein Avancement beschleunigt wird. Für einen solchen Streber gilt also der Verein nur als die große Glocke, die erfolgreich angeschlagen wird, und seine ganze Thätigkeit wirkt etwa für ihn, wie die Reclame im redactionellen Theile einer Zeitung.

Aber, wird uns vielleicht jemand einwenden, sollte denn wirklich sich eine Anzahl gebildeter Männer finden, die verblendet genug wären, die Folie für jenes Streberthum abzugeben, ohne nur es zu empfinden. Die Antwort darauf lautet, daß die Zahl derer, welchen es mit den wissenschaftlichen Fragen in einem solchen Vereine wirklich Ernst ist, verschwindend klein ist. Wer eine Zeit lang nur sich betheiligt, pflegt bald jeden Idealismus zu verlieren. Aber trotz alledem

bleibt man im Verein, auch wenn man nicht die Rolle eines *Faisseurs* spielt. Denn wer weiß, wozu es gut thut und wer weiß, ob die Bethätigung wissenschaftlichen Sinnes, die durch die Bethätigung an den Versammlungen des Vereins bewiesen ist, nicht den Vorgesetzten, der jene Vereinigung unter seine Fittiche nimmt, günstig stimmt. Andre besuchen eine solche Versammlung, um mit Behagen hier gleichsam unter moralischer Flagge ihr Bier zu trinken: die gewöhnlichste Species des deutschen Vereinsbummlers.

Wir haben gerade die Lehrervereine herausgegriffen. Nicht als ob diese schlechter wären als andre, sondern weil unsern Beobachtungen nach die Referate von ihren Sitzungen in den Localblättern voll der plattesten Phrasen und der gewöhnlichsten Wichtigthuerei sind. Nicht viel anders sind die meisten Schriftstellervereine, geschlossen zu gegenseitiger Lobhudelei und Versicherungsanstalten gegen gerechte Kritik.

Und um solcher Vereine willen verläßt der Mann, nachdem er des Tages über der Arbeit geessen, seine Familie und giebt Geld und Gesundheit dahin!

Wenden wir uns von den sogenannten wissenschaftlichen Vereinigungen und den Vereinen von Berufsgenossen, die einen ernsten Zweck zu haben behaupten, zu den andern Vereinigungen. Eine Classification ist hier unmöglich. Alles, selbst das geringste, nebenächlichste wird zum Gegenstand eines Vereins als Opfer erscheinen. Nehmen wir das Annoncenblatt einer größern Provinzialstadt in die Hand, um die Anzeigen von Vereinsversammlungen zu studiren! Wir überfliegen die große Menge der Gesangsvereine mit ihren hochtrabenden Namen, die Regel-, Ruder-, Reitclubs. Weiter kommen die Militärvereine, Bürgervereine zur Wahrung gemeinnütziger Interessen, Vereine der Nord-, Ost-, Süd-, Westvorstadt, Vereine der Schlosser, Uhrmacher etc., Hausbesitzer- und Miethervereine, die Thierschutzvereine, die Bildungsvereine, endlich die Wohlthätigkeits- und religiösen Vereine. Vereine um Vereine und kein Ende! Und das hat regelmäßige Wochenversammlung entweder mit wissenschaftlichem Vortrag oder nur mit gemüthlicher Zusammenkunft, das hat Vorstandssitzungen, hat Statuten und jährliche Beiträge und wenn es ganz vollkommen ist, hat es eine gestickte Fahne und feiert es aller Zeitabschnitte, die durch 5 oder 10 theilbar sind, ein Stiftungsfest!

Welches Capital an Zeit und an Geld geht hier verloren und welche Einbuße muß das Familienleben unter solchen Verhältnissen erleiden!

Wozu viele solcher Vereine gegründet werden, ist uns ein vollständiges Räthsel. Da finden wir einen Verein von Kanarienzüchtern und einen Verein von Hundeliebhabern. Gewiß werden die Statuten dieser ehrenwerthen Vereine mit ernsthafter Miene von hohen Aufgaben und heiligen Interessen sprechen.

Aber warum einer seines Ritters wegen Mitglied des Hundeliebhaververeins „Sultan“ werden muß, ist uns trotzdem nicht recht begreiflich.

Indessen der corporative Zug des Mittelalters ist wieder lebendig geworden und beginnt jede Individualität zu vernichten. Wenn der Commerzienrath Meyer aus Berlin auf die „Hohe Salve“ hinaufgeklettert ist, wird er entschieden Mitglied des Alpenvereins und erscheint an den zahlreichen Clubabenden mit dem Edelweiß am Hut, und wer je einmal ein Pferd bestiegen hat, kann nicht umhin in den Reitverein seines Wohnortes einzutreten. Ja es giebt Vereine für deutsche Literatur, die in wunderlicher Zusammensetzung dem Mitgliede eine Bibliothek zusammenstellen. Das sind Erscheinungen, denen gegenüber bisher noch kein Mittel gefunden, die wohl überhaupt in ihren Folgen bisher noch gar nicht genügend beobachtet worden sind.

Werfen wir noch einen Blick auf die Vereinigungen, die keinen wissenschaftlichen Charakter haben und beantworten wir hier noch die Frage nach ihrem Nutzen. Daß mancher von diesen Vereinen, zumal solche, welche wohlthätige Zwecke ausschließlich oder theilweise im Auge haben, Gutes leisten können und daher ein Recht auf Existenz haben, ist nicht zu leugnen. Aber es ist zu bedauern, daß sie selten einen solchen Zweck wegen ungenügender Mittel erreichen.

Wie in Deutschland ein Jeder für sich selbst eine eigne Staatsverfassung haben möchte, so scheint auch jeder seinen eignen Verein haben zu wollen, und so ist eine Zersplitterung aller Kräfte eingetreten, die ein gedeihliches Wirken vollständig unmöglich macht. Verfasser lebt in einer Stadt, in der es mehrere Wohlthätigkeitsvereine giebt, die sämmtlich von den besten Absichten erfüllt sind. Ein jeder ist aber so besorgt um seine Selbständigkeit, wacht so ängstlich über seine Reservatrechte, daß selbst eine gegenseitige Mittheilung der unterstützten Armen nicht für „thunlich“ gehalten wurde und sich wiederholt der Fall ereignete, daß ein armer Confirmand mehrere Röcke und Hosen, ein anderer aber gar nichts erhielt.

Wenn neben einem Arbeiterbildungsverein ein Volksbildungsverein und ein Volksverein, oder wie er sich nennen mag, die sogenannte Volksbildung in die Hand nimmt, so läßt sich ja diese allerdings im Interesse der Sache sehr unpraktische Theilung aus den politischen Gründen, welche solche Gründungen haben mögen, erklären. Unklar ist es uns aber, wie in ein und derselben Stadt ein Verein für Erdkunde, eine geographische Gesellschaft und ein Verein für Handelsgeographie existiren kann. Wer jemals das Vergnügen gehabt hat, Vorstandsmitglied gewesen zu sein, der weiß, wie schwer es ist, Vorträge zu erhalten, um die Vereinsfikungen auszufüllen. Ein Bedürfniß lag also für solche Theilungen nicht vor. In solchen Fällen handelt es sich gewöhnlich um Fai-

feurs, die gezwungen sind, sich eine neue Hölle für ihre werthe Persönlichkeit zu suchen.

Noch unbegreiflicher ist es uns, daß neben einem deutschen Kriegerbund, noch ein Militärverein „Kameradschaft“ oder „Borussia“, ein Verein verabschiedeter Trainsoldaten oder Kanoniere gegründet werden muß. Alle diese Vereine leiden an der Zersplitterung der Kräfte. Vereint könnten sie manches Gute wirken. In der Verzettlung fiebern sie dahin. Hier zeigt sich das deutsch Nationale in der Vereinskrankheit unleugbar am deutlichsten.

So sind viele Vereine, die ursprünglich einen guten Zweck hatten, in Ermangelung an Mitteln, diesen Zweck zu erreichen, herabgesunken zu Kneipvereinen. Das mag auch von der Unmasse der Gesangsvereine gesagt sein, die in jedem größern Orte hinvegetiren und bei allen den Ansprüchen, die sie an den einzelnen machen, bei allen den Wunden, die sie dem Familienleben schlagen und den Geldopfern, die sie verlangen, meist nichts, gar nichts leisten.

Noch wollen wir in der Kürze der Vereine gedenken, welche die Interessen einer gesammten Bürgerschaft zu vertreten behaupten. Nennen wir sie schlecht-hin Bürgervereine. Es giebt deren in jeder Stadt. In den Statuten finden wir eine Fülle von Phrasen. Da wimmelt es von gemeinnützigen Bestrebungen, von politischer Reife, Gemeingefühl und dergleichen. Als Egoist muß jeder sich erscheinen, der einem solchen Vereine gegenüber sein Leben auf seine vier Pfähle beschränkt. Gut, gehen wir in eine Sitzung und mustern wir die Physiognomien der Versammlung! Was finden wir? Neben dem üblichen Vereinsbummler, der seinen Durst unter die Flagge gemeinnütziger Bestrebungen stellt, in erster Linie Streber. Da giebt es ehrgeizige Kaufleute, die rednerische Lorbeern zu erreichen suchen, um im Blättchen ihren Namen lesen zu können, da giebt es strebsame Advocaten, befeelt von dem gleichen hohen Gefühl oder von dem Wunsche in die Stadtvertretung zu kommen, denn jener Verein hat den Schlüssel zum Stadtverordneten-Collegium in der Hand. Von ihm werden die Wahlen gemacht, und diese lenken sich natürlich nur auf solche Männer, die ihre gemeinnützigen Bestrebungen durch ihre Anwesenheit im Verein bethätigt haben. Da giebt es endlich Lehrer und Aerzte, welche die große Trommel rühren — ein paar Abende verloren und du weißt, worum es sich hier handelt, und angeekelt von den Phrasen, mit denen man sich hier regalirt, verschwindest du, wenn du nicht selbst ein Streber oder in das gewöhnliche Bierphilistertum versunken bist.

Indessen werden ja doch hier wissenschaftliche Vorträge von allgemeinem Interesse gehalten und wird die Gelegenheit geboten, „berühmte Gelehrte“ zu hören. O gewiß, wir kennen genau die Speisenkarte der Commis voyageurs
Grenzboten II. 1881.

unter den deutschen Professoren, welche auf einige Vorträge „reisen“. Nie aber muthet uns diese Neuerung anders als erheiternd an. Mit welchem tiefen Ernste referirt der Reporter, daß Professor X in dem Kaufmännischen Verein oder im Bürgervereine vor einer zahlreichen Versammlung von Handelsbeslüssen, biedern Handwerkern u. s. w. über die Ausgrabungen von Olympia oder die Funde von Pergamon unter allgemeinem Beifall gesprochen habe. Wann endlich wird der gute Sinn unsres Volkes sich gegen das alberne Popularisiren wenden und das als Kost nur verlangen, was ihm gebührt? Was soll einem Commis, der den ganzen Tag in seinem Contor steht, der nicht die geringsten archäologischen Vorkenntnisse hat, aber um „gebildet“ zu erscheinen, ein verlognes Interesse zur Schau trägt, was soll dem Armen Olympia?

Wir können derartige Beispiele noch in Menge bringen, wir überlassen aber die Ausführung dem geneigten Leser. Nur noch ein Beispiel möchten wir anführen. Die meisten Bürgervereine, wie wir sie nennen wollen, jagen, damit ihre Vorstände sich am Tische des Hauses in ihrer Würde fühlen und sonnen können, nach der Behandlung von Tagesfragen. Das pflegt ihre Versammlungen ein wenig zu füllen.

Der Verfasser hatte einmal Gelegenheit, in einem solchen Verein von einem strebsamen jüngern Mediciner, der sich einen Namen und Praxis machen wollte, einen Vortrag über die Ueberbürdung unsrer Kinder mit häuslichen Schularbeiten zu hören. Mit patriotischer Beklemmung mußten wir vernehmen, zu welchen Krüppeln in geistiger und körperlicher Beziehung die Schule unsrer Tage die deutsche Jugend heranbildet. Der Vortrag fand natürlich allgemeinen Beifall, und nachdem noch einige Redner sehr energisch sich gegen die Schule ausgesprochen hatten, schloß der Vorsitzende die Versammlung und zugleich das Vereinsjahr mit einigen landesüblichen Phrasen, von denen ich mir nur gemerkt habe, daß der rege wissenschaftliche Sinn, die politische Reife und das wahrhaft ernste Streben unsrer Bevölkerung in glänzender Weise sich durch den zahlreichen Besuch der Versammlungen documentirt habe.

Ich ging betrübt nach Hause. In 200 Familien, sagte ich mir, fehlt heute Abend das Familienoberhaupt, denn wenigstens 200 Familienväter waren in dieser Versammlung, und während der Vater über die Ueberbürdung unsrer Jugend spricht, sitzt der hoffnungsvolle Sohn im Tabaksqualm in einem ungesunden Local beim Biere und legt hier den Grund zu allerhand Uebeln, die dem Aschenbrödel „Schule“ in die Schuhe geschoben werden. Im besten Falle sitzt er mit einem Roman zu Hause oder treibt Allotria. Der mütterlichen Autorität ist ja der 16jährige längst entwachsen und die väterliche Controle fehlt ganz und gar. Setzt sich dann der Junge noch um 10 Uhr an die Arbeit, so findet natürlich

seine Lage „zu viel zu thun“ bei dem spät nach Hause heimkehrenden Vater ein bereitwilliges Entgegenkommen.

Ich sagte, daß in jener Versammlung 200 Familienväter zugegen waren. An demselben Abend gab es, schlecht gerechnet, noch wenigstens zehn Vereinigungen, die ungefähr aus derselben Gesellschaftsclasse rekrutirten. Man rechne die Zahl der Väter hinzu, die in diesen Vereinen versammelt waren, endlich die, welche Privatgesellschaften oder das Theater besuchten. Wir wollen ferner an jene erinnern, die ohne wissenschaftliche oder künstlerische Hölle, ohne Statuten und Vorstand dem Bierphilistertum verfallen sind. Das Resultat ist: Nicht 25% unsrer Familienväter findest du am Abend oder wenigstens den bedeutendsten Theil des Abends zu Hause, d. h. das vielgerühmte Familienleben der Deutschen ist eine Fabel.

Wir haben gegen die jährlichen Vereinigungen deutscher Gelehrten nichts einzuwenden, obschon sie von seiten solcher, die Phrasen nicht zugänglich sind, lediglich als große Aneipereien bezeichnet worden sind; alle die Wanderversammlungen von Vereinen verschiednen Charakters mögen, wenn sie auch die Wissenschaft nicht fördern, gestattet sein. Ihre kurze Dauer, die Möglichkeit, alte Bekannte zu treffen, neue Bekanntschaften anzuknüpfen, machen sie empfehlenswerth. Gegen die Vereinskrankheit aber, wie sie neuerdings in unserm Vaterlande grassirt, gegen die Vereinskrankheit, die mit Wahlen, Sitzungen, Protokollen, Agitationen, Vorträgen, Festen unserm Volke die Zeit stiehlt und ihm das Bierhaus zum Heime macht, fordern wir Heilmittel. Möchte der gesunde Sinn des Volkes das verlogne Phrasenthum, das Strebertum, wie es in den meisten Vereinen existirt, allgemein erkennen, möchte an die Stelle der Vereinsbummelei ernste Arbeit, an die Stelle des Wirthshauslebens ein segensreiches Familienleben wieder treten. Wahrlich, man würde weniger von wirthschaftlichen Mißständen reden hören und ruhiger könnte der wahre Vaterlandsfreund auf unsre Jugend, auf unsre Zukunft sehen.

